



# Glaubenssachen

---

Sonntag, 6. August 2023, 08.40 Uhr

Alles nur eine Frage der Kommunikation?  
Warum es so schwer ist, die Kirche zu verstehen  
Von Anne Beelte-Altwig

Redaktion: Florian Breitmeier  
Norddeutscher Rundfunk  
Religion und Gesellschaft  
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22  
30169 Hannover  
Tel.: 0511/988-2395  
[www.ndr.de/ndrkultur](http://www.ndr.de/ndrkultur)

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Die Gerichtsdiener ziehen unverrichteter Dinge wieder ab. Eigentlich sollten sie den Unruhestifter festnehmen. Doch etwas hält sie zurück. Ihren Vorgesetzten, den Hohepriestern und Pharisäern, erklären sie das so:

*„Noch nie hat ein Mensch so gesprochen.“*

So erzählt es das Johannesevangelium. Mit seiner Art zu sprechen fesselte Jesus: mal scharfkantig, kompromisslos, voller Wucht und Ernsthaftigkeit, mal bildhaft, einprägsam und optimal zum Weitererzählen. Seit zweitausend Jahren mühen sich seine Anhängerinnen und Anhänger damit ab, diesem Vorbild gerecht zu werden: Glauben durch Worte zu erzeugen, mit ihrer Sprache an die Grenzen des Wahrnehmbaren zu gehen – und darüber noch hinaus. Wahrscheinlich ist es kein Wunder, dass Bilder in diesem gefährlichen Gelände leicht schief werden, dass Sätze unpassend wirken und für diejenigen, die sich im Hier und Jetzt ganz wohl fühlen, schwer nachvollziehbar sind.

Expert\*innen sagen: Kommunikation ist dann erfolgreich, wenn sie ein Ziel hat und dieses Ziel auch erreicht. Oft genug ist die Kommunikation allerdings gestört – zurzeit zum Beispiel zwischen den deutschen Gläubigen und der katholischen Kirche. Oder zwischen dem Vatikan und den deutschen Bischöfen. Das ist nicht neu: Missverständnisse begleiten die Kommunikation des Evangeliums von Anfang an.

Schon die frühen Christen lehrten etwas anderes als das, was Jesus mit seiner „Frohen Botschaft“ gemeint hatte. Das zeigt Gerhard Lohfink in seinem aktuellen Buch „Die wichtigsten Worte Jesu“. Schon mit den ersten Worten, die ihn der Evangelist Markus sagen lässt, habe Jesus klargemacht, worin sein Evangelium besteht:

*„Erfüllt ist die Zeit und nahegekommen ist die Gottesherrschaft. Deshalb: Kehrt um und glaubt an das Evangelium!“*

Auf diese Gottesherrschaft haben die Israeliten schon lange gewartet. Sie beginnt genau jetzt. Sie ist noch nicht erreicht, dafür muss sich noch zu vieles ändern. Aber die Zeit des Wartens ist vorbei. Die Zeit ist gekommen, die Ärmel hochzukrempeln und die Welt zu dem zu machen, was Gott mit ihr vorhat.

Diese revolutionäre Botschaft bestimmt das gesamte Denken und Handeln Jesu, meint Lohfink. Und: Wer glaubt, Gerechtigkeit werde es erst im Jenseits geben, der hat Jesus gründlich missverstanden. Jesus träumt nicht von der Apokalypse. Er macht vor, wie sich die Welt jetzt und hier verändern lässt: Er heilt Kranke, kehrt bei den Verachteten ein, verurteilt die Sünder nicht.

„Als Jesus starb, hinterließ er keine Dokumente, sondern Jünger“, schrieb der Aphoristiker Nicolás Gómez Dávila. Jesus baute darauf, dass die Jünger die frohe Botschaft in seinem Sinn weitertragen würden. Doch die Urchristen, zeigt Lohfink, redeten nicht von der begonnenen Gottesherrschaft, sie redeten von Jesus Christus.

Wenn Paulus vom „Evangelium Gottes“ spricht, dann meint er damit etwas anderes als Jesus: nämlich den Tod und die Auferstehung des Gottessohnes.

In den Evangelien wird ausführlich geschildert, wie Jesus die zwölf Apostel auswählt und mit Instruktionen losschickt. Ob er das voller Vertrauen tat oder mit Bedenken, wissen wir nicht. Gerhard Lohfink vermutet, dass er auf Nummer Sicher ging und sie die Sätze auswendig lernen ließ:

*„Sie mussten stimmen. Sie mussten treffen. Sie mussten einfach und doch auffallend, markant und außerdem noch leicht zu behalten sein.“*

Die Botschaft, die er den Aposteln mitgibt, passt sogar in einen Satz: „Die Gottesherrschaft ist nahe.“ Viel sprechender als ihre Worte sind die Taten, zu denen Jesus seinen Jüngern die Macht gibt: Kranke heilen, Tote aufwecken, Dämonen austreiben.

Allerdings haben auch diese übermenschlichen Taten für Missverständnisse gesorgt. Die Apostelgeschichte berichtet davon. Paulus hat einen gelähmten Mann in Lystra geheilt, und die Leute jubeln: „Die Götter sind in Menschengestalt zu uns herabgestiegen.“ Sie halten Paulus für den wortgewandten Götterboten Hermes und seinen Begleiter Barnabas für Zeus. Die Apostel müssen erst einmal erklären, dass es nicht um sie selbst geht.

Aber worum geht es dann? Für Jesus ging es um die Gottesherrschaft. Im Lukas-evangelium kommt der Begriff 32 mal vor, bei Matthäus sogar 37 Mal. Gerhard Lohfink hat nachgezählt, was daraus geworden ist: Der für Jesus so zentrale Begriff taucht in den Apostelbriefen kaum noch auf. In der Apostelgeschichte kommt das Wort „Gottesherrschaft“ immerhin noch sechs Mal vor, im ersten Korintherbrief viermal, dann nur noch vereinzelt bei Paulus. In den Briefen der anderen Apostel überhaupt nicht.

Die Frohe Botschaft hatte sich schon Jahrzehnte nach dem Tod Jesu gewandelt – in der Kommunikation wie im Inhalt.

Altphilologen weisen darauf hin, dass das griechische Verb „euangelizesthai“ schon nahelegt, wie verkündet werden soll: „Euangelizesthai“, im Deutschen etwa: „das Evangelium verkünden“, beschreibt eine ergebnisoffene Kommunikation zwischen gleichberechtigten Partnern. Wem das ziemlich modern vorkommt, der liegt richtig. Das Gegenstück dazu ist „keryssein“. Es bedeutet ebenfalls „verkündigen“, doch auf die Art, wie es ein antiker Herold machte: Er überbrachte eine vorgefertigte Botschaft und dachte nicht daran, mit den Empfängern darüber zu diskutieren.

Die Funktion des Herolds ist aus der Gegenwart weitgehend verschwunden. Nicht jedoch aus der Öffentlichkeitsarbeit der Kirchen. Sie kommunizieren mit hohem Aufwand auf fast allen Kanälen – analog und digital. Aber suchen sie das Gespräch? Hören sie zu? Antworten sie? Noch vor der Pandemie hat Gerald Kretzschmar eine

Momentaufnahme von den digitalen Aktivitäten der Kirche eingefangen. Er benutzt nicht den Vergleich des Herolds, sondern – mehr im Stil des 20. Jahrhunderts – der Leuchtreklame:

*„Wir nutzen [...] die Digitalisierung zum Aufstellen leistungsstarker, weithin sichtbarer Leuchtreklamen. Die Beschränkung auf diese Nutzungsmöglichkeit würde der Kirche auf die Dauer nicht guttun. Der Energieverbrauch ist hoch und die Menschen haben nichts davon.“*

Erste Untersuchungen zur Kirche in der Corona-Pandemie zeigen: Die Gemeinden, die Seelsorgerinnen und Seelsorger haben viel mehr getan als digitale Leuchtreklamen aufzustellen. Sie haben Gottesdienste gestreamt, Seelsorge-Gespräche per Videochat geführt, E-Mails verschickt, Newsletter- und Messenger-Verteiler aufgebaut. Und natürlich auf die altmodische Art telefoniert, Briefe geschrieben, kleine Geschenke verteilt. Die meisten dieser Kommunikations-Angebote erreichten allerdings nur den inneren Zirkel, die treuesten Gemeindeglieder, den harten Kern.

Wie die Kirche redet, schreibt, sendet und postet, hat in den vergangenen Jahren zahllose Autorinnen und Autoren beschäftigt. Es hat sich zu einem Geschäftsmodell entwickelt, Gemeinden und Bildungshäuser zu besuchen und Ratschläge für die „richtige“ Kommunikation zu geben – oder für die passende Kommunikation mit der jeweiligen Zielgruppe.

Die Journalisten Jan Feddersen und Philipp Gessler haben für ihr 2020 erschienenes Buch „Phrase unser“ recherchiert, wie die Sprache der Kirche zu dem geworden ist, was sie heute ist. Dabei reisen sie zurück in die Bundesrepublik der Siebziger- und Achtzigerjahre, als die linken Bewegungen zunehmend Einfluss auf den Mainstream gewannen. Die Achtundsechziger, die K-Gruppen und RAF-Sympathisanten sprachen brutal und schonungslos. Doch langsam setzte sich die Erkenntnis durch, dass auch Sprache Gewalt sein kann.

Wer inner- und außerhalb der Kirchen auf der Höhe der Zeit war, versuchte, auf Augenhöhe, gewaltfrei und empathisch zu kommunizieren. Prägend für diese softe Sprache waren die Politischen Nachtgebete der Theologin und Dichterin Dorothee Sölle, deren Todestag sich gerade zum 20. Mal jährte, und das Neue Geistliche Lied. Der Song „Das weiche Wasser bricht den Stein“, ursprünglich gar kein sakrales Lied, wurde zum Kirchentags-Hit in der Zeit des Kalten Krieges. Überhaupt die Kirchentage: Nachdem Mitte der Siebzigerjahre der „Markt der Möglichkeiten“ eingeführt wurde, entwickelten sie sich zum Austauschforum der Trends zwischen Kirche und Gesellschaft.

Die neu gegründete Partei der Grünen, die Friedens- und die Anti-Atom-Bewegung beeinflussten die Kirche und wurden von ihr beeinflusst. Die ganze Gesellschaft der Bundesrepublik wurde antiautoritärer, friedliebender und emanzipatorischer.

Viele, die heute in der Kirche Verantwortung tragen, wurden in dieser Zeit geprägt. Heute sind sie die Autoritäten, von denen sich jüngere Generationen abzugrenzen

suchen. Es ist vielleicht kein Wunder, dass jüngere Zuhörer die häufig sanfte Sprache der Babyboomer-Generation aus der Zeit gefallen und tendenziell peinlich finden.

Trendsetterin war in den Siebzigerjahren die evangelische Kirche. Auch die Katholiken waren auf der Suche nach einer Sprache, die zum neuen Kirchen- und Menschenbild des Zweiten Vatikanischen Konzils passte. Doch die softe Sprache setzte sich im deutschen Katholizismus erst mit Verzögerung durch. Eine Erklärung könnte sein: Der rein männliche katholische Klerus sträubte sich gegen das, was er als zu feminin wahrnahm. „Muttisprech“ sagte ein – allerdings evangelischer – Theologe dazu verächtlich.

Während die Sprache deutscher Seelsorgerinnen und Seelsorger immer sozialpädagogischer wurde, einfühlsam und sanft lenkend statt konfrontativ, tat sich eine neue Kluft auf: zur Sprache des Vatikans.

*„Da sind viele entsetzt, die die Kirche nur mit Floskeln wie ‚Ich lade Sie ein‘ oder ‚In aller Freiheit‘ kennen, aber dann vom römischen Lehramt schrofte, harte, zurechtweisende Stellungnahmen zu hören bekommen. {...} Römische Dokumente haben kein Problem damit, Frauen als ‚materia in consecrabilis‘ zu bezeichnen – im Deutschen stellen sich {...} alle Haare zu Berge, wenn von Menschen als ‚Materie‘ gesprochen wird, und dann noch von einer defekten, weil ‚nicht weihbaren‘ Materie. {...} Hinzu kommt: Es ist einfach nur frauenfeindlich.“*

So beschreibt es der katholische Theologe Michael Seewald in dem Buch „Phrase Unser“. Deutsche Katholikinnen und Katholiken, meint er, müssen den Spagat zwischen zwei Sprachwelten bewältigen – zumindest in regelmäßigen Abständen, wenn der „Jargon der metaphysischen Brutalität“ aus Rom auf sie eindrischt.

Noch herausfordernder ist dieser Spagat für diejenigen, die in der katholischen Kirche eine Karriere anstreben. Katholische Amtsträger hüten sich davor, allzu kreativ mit Sprache umzugehen, haben die Journalisten Gessler und Feddersen beobachtet. Denn ihre Aussagen müssen immer kompatibel bleiben mit den Aussagen des Lehramts. Kein Wunder, finden die Autoren, dass konservative Theologen oft die besseren Prediger sind: Denn sie meinen genau das, was sie sagen.

Mit möglichst vagen, poetischen Formulierungen dagegen lässt sich verschleiern, ob und inwieweit man selbst hinter den sehr konkreten Glaubenssätzen steht. Gerne werden für diesen Zweck unverfängliche Symbole eingesetzt, beobachtet Erik Flügge. Der Politikberater und Autor hat schon einige Jahre vor der umfassenden Recherche von Gessler und Feddersen eine schmissige Polemik vorgelegt unter dem Titel „Der Jargon der Betroffenheit. Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt“. Mit nahezu quälender Ausführlichkeit beschreibt Flügge, wie eine Pastoralreferentin eine „Rose von Jericho“ zum Blühen bringt: ein Standardartikel aus dem Esoterikladen, wie er erklärt. Innerhalb von Stunden lässt sie sich von einer trockenen, struppigen Knolle in eine prächtige Blüte verwandeln. Der Verdacht liegt nahe: Alle werden überwältigt von der Wirkung sein und niemand wird fragen, ob die Theologin tatsächlich an die

Auferstehung von den Toten glaubt. Oder ob von den Zuschauenden erwartet wird, an die Auferstehung zu glauben, die hier auf recht unterkomplexe Weise symbolisiert wird.

Wie kommt man aus dem Dilemma heraus? Eine Strategie hat Erik Flügge an anderer Stelle angedeutet: Eine Kirche, die weniger redet als zuhört. Die ernsthaftes Interesse an den Glaubenserfahrungen ihrer Mitglieder und auch ihrer Mitarbeitenden zeigt – und zwar über den harten Kern hinaus. Eine Kirche, die Fragen stellt und dann die Antworten abwartet und erträgt.

Kann künstliche Intelligenz helfen, frischen Wind in die Kirchenkommunikation zu bringen? Beim Deutschen Evangelischen Kirchentag in Nürnberg hat der Theologe und KI-Künstler Jonas Simmerlein das Experiment gewagt und einen kompletten Gottesdienst von ChatGPT gestalten lassen, mitsamt sprechenden Avataren und computergenerierter Musik. Die Resonanz war irgendwo zwischen kritisch und neugierig. Ab und zu war Gelächter zu hören. Die folgende Diskussion ging mit der KI hart ins Gericht: Ihr „Geschwätz“ wurde angeprangert, fehlende Dramaturgie und ein Mangel an echter Lebenserfahrung – alles Kritikpunkte, die man durchaus auch über menschliche Prediger hören kann. Schwerer wiegt da schon der Einwand, dass eine Predigt von der Beziehung lebt, die zwischen Predigerin und Zuhörenden entsteht. Jonas Simmerlein empfiehlt, die KI lediglich als Werkzeug zu sehen: Ihre Hilfe anzunehmen, aber den computergenerierten Text persönlich zu überarbeiten und selbst vorzutragen. Was wäre, wenn künstliche Intelligenz den Theologinnen und Theologen demnächst einen Teil ihrer enormen Textproduktion abnehmen würde? Sie gäbe ihnen auf jeden Fall mehr Zeit für das, was nur Menschen können: auf andere zugehen, Warmherzigkeit und Empathie zeigen, ein Gespür für Missstände entwickeln und die Leidenschaft, dagegen anzugehen.

*„Die konturlose, vielleicht abgeschliffene Sprache der Kirche kann auch das Ergebnis eines langen Ringens (auch so ein Kirchenwort) um eine gemeinsame Position sein – gerade dann, wenn das nach außen gar nicht sichtbar wird, denn kirchliche Texte erblicken in der Regel erst das Licht der Öffentlichkeit, wenn sie einen Konsens gefunden haben.“*

Was Gessler und Feddersen hier beschreiben, ließ sich Anfang des Jahres beim Abschluss des Synodalen Weges beobachten: Fünfzehn Dokumente wurden verabschiedet mit Absichtserklärungen und Wünschen an Rom. Viele Katholikinnen und Katholiken waren enttäuscht, dass so wenig Konkretes herausgekommen war in drei Jahren voller Hoffnungen und Verletzungen. Andere sagten: Wer mehr als Kompromisse erwartet hat, kenne die Kirche schlecht.

Der Kommunikations-Profi Flügge wünscht sich ebenso wie die Journalisten Gessler und Feddersen eine Sprache von der Kirche, die nicht verschleiert und verharmlost, sondern hart und klar ist wie die Sprache der Bibel. Die Imperative benutzt statt Floskeln wie „Ich lade euch ein“. Die einen Konflikt nicht versteckt hinter einer

verschurbelten Formulierung wie „Ich lege meins mal daneben.“ Die Autoren wünschen sich eine Sprache, die die Zuhörenden wie Erwachsene behandelt.

Der Kirchentagspräsident und ehemalige Bundesinnenminister Thomas de Maizière hat ihnen jetzt diesen Gefallen getan im Vorfeld des Christentreffens in Nürnberg. Mit dem Gestus eines wütenden Propheten ging der 69-Jährige die Generation der Berufsanfänger an. Er warf ihnen vor, zu viel an ihre Work-Life-Balance und zu wenig an die Gesellschaft zu denken. Widerspruch ließ nicht lange auf sich warten. Ebenso kontrovers war die Abschlusspredigt von Pastor Quinton Ceasar. Der gebürtige Südafrikaner kritisierte, dass die Kirche nicht konsequent genug an der Seite derer stehe, die von Diskriminierung betroffen sind. Hängen blieb vor allem sein Bonmot „Gott ist queer“. Es drängt sich der Eindruck auf: Der Kirchentag gewinnt gerade sein Profil als Forum politischer Debatten zurück. Während de Maizière allerdings eine offene Diskussion in zahlreichen Medien auslöste, traf Ceasar ein rassistischer und homophober Shitstorm.

Wie schwierig es ist, offen miteinander zu reden, zeigt sich auch in der katholischen Kirche. Um zu beschreiben, was deutsche Katholikinnen und Katholiken in den letzten Jahren erlebt haben, bietet sich das Drama-Dreieck an. Es ist in der Psychologie ein klassisches Modell für gescheiterte Kommunikation. Dafür braucht man drei Beteiligte: Einen Verfolger, ein Opfer und einen Retter. Der Verfolger kritisiert das Opfer. Das ruft den Retter auf den Plan, der dem Opfer zu Hilfe eilt. Daraufhin verlässt das Opfer seine passive Rolle und bezieht seinerseits Position – allerdings nicht unbedingt so, wie sich der Retter das vorgestellt hat. Wer die Entwicklung des Synodalen Weges in der katholischen Kirche verfolgt hat, kann das Drama-Dreieck wiedererkennen: Schockiert durch die Omnipräsenz von Missbrauch und Vertuschung, fordern die deutschen Katholikinnen und Katholiken von ihren Bischöfen Reformen. Die meisten gehen da auch inhaltlich mit. Prompt eilt Rom denjenigen Hirten zu Hilfe, die ihr konservatives Weltbild durch allzu starke Veränderungen erschüttert sehen. Der Trierer Bischof Stephan Ackermann hat festgestellt, dass sich seit Beginn des Synodalen Weges die Dokumente aus Rom häuften, die unmittelbar oder indirekt die Reformvorhaben aufs Korn nahmen. Darin wurden Forderungen wie der ökumenischen Gastfreundschaft beim Abendmahl oder mehr Macht für Laien in den Gemeinden von vornherein eine Absage erteilt.

Als Insider weiß Ackermann, der zum reformfreudigeren Lager zählt, dass diese Interventionen der „Retter“ aus dem Vatikan nicht von selbst kommen. Oft sind sie Reaktionen auf Hilferufe konservativer Bischöfe. Ackermann vermutet, dass sich die vatikanischen Behörden in der aufgezwungenen Rolle des Bremsers und Neinsagers auch nicht wohl fühlen, dass es ihnen keineswegs egal ist, wie die deutsche Kirchenöffentlichkeit über sie denkt.

Auf jede Intervention aus Rom folgt Empörung an der Basis – die Drama-Schraube dreht sich immer fester. Als Ausweg empfiehlt Ackermann mehr Kommunikation: Die Ortsbischöfe, die Vatikan-Behörden und der Papst sollten regelmäßige und transparente Gelegenheiten zum Austausch schaffen. Das beuge Krisen vor und sei

allemaal besser, als über Hinterzimmer-Diplomatie, veröffentlichte oder durchgestochene Dokumente zu kommunizieren. Doch wer mit der Brille der Kommunikationspsychologie darauf schaut, ahnt, dass es damit nicht getan ist: Ohne den Verfolger in diesem System, die Kirchen-Basis, einzubeziehen und als Gesprächspartner ernst zu nehmen, wird es keinen Ausweg aus dem Drama-Dreieck geben.

Dabei ist eigentlich alles schon gesagt, was man für erfolgreiche Kommunikation bräuchte - und zwar von Papst Franziskus selbst. Im Apostolischen Schreiben Querida Amazonia und noch einmal in seiner Enzyklika „Fratelli tutti“ heißt es:

*„In einem wahren Geist des Dialogs wächst die Fähigkeit, den Sinn dessen zu verstehen, was der andere sagt und tut, auch wenn man es nicht als eigene Überzeugung für sich selbst übernehmen kann. Auf diese Weise wird es möglich, aufrichtig zu sein und das, was wir glauben, nicht zu verbergen, dabei aber doch weiter im Gespräch zu bleiben, Berührungspunkte zu suchen und vor allem gemeinsam (...) zu arbeiten und zu kämpfen.“*

Die Zukunft der Kirche wird davon abhängen, ob sie sich daranhält - auch in der Kommunikation mit ihren eigenen Mitgliedern.

\* \* \*

Zur Autorin:

Anne Beelte-Altwig, ist freie Journalistin in Hannover. Sie schreibt u.a. Kolumnen für das Politikjournal Rundblick